



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

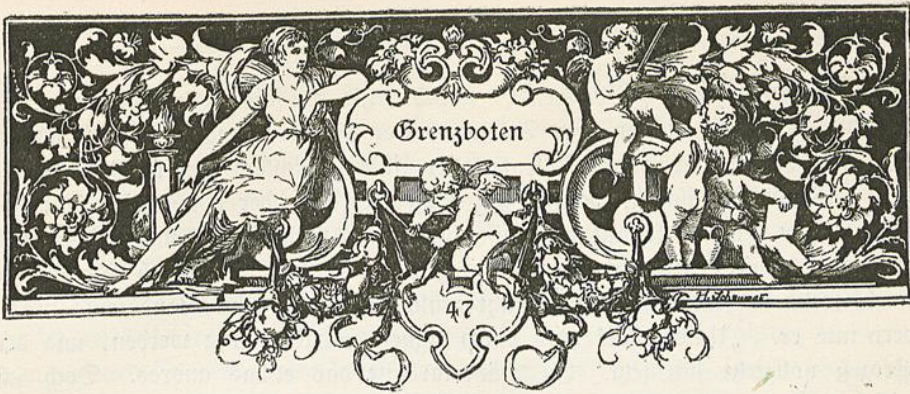
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Skandinavische Stimmungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Skandinavische Stimmungen.



Über skandinavische Angelegenheiten ist im verflossenen Sommer viel zu lesen gewesen. Die Mitternachtssonne darf sich rühmen, die Sonne im „Propheten“ aus der Mode gebracht zu haben, alljährlich schwillt die Zahl der Pilger nach dem Nordcap an, und in demselben Grade vermehrt sich die Menge der gedruckten Berichte über Land und Leute. In diesem Jahre aber wurden dergleichen Schilderungen infolge der Reise des Kaisers ziemlich regelmäßig mit politischen Betrachtungen gewürzt. Wenn ich meinen vielen Vorgängern gerade auf dieses Gebiet folge, so gestehe ich im voraus, daß ich zu eignen Beobachtungen wenig Gelegenheit gehabt, sondern nur aus Gesprächen mit alten Freunden und aus den Zeitungen geschöpft habe; um deren Aussagen zu prüfen, fehlte es mir vor allem an genügender Kenntnis der Sprachen, da man wohl mit einiger Leichtigkeit Dänisch und Schwedisch lesen und doch außer Stande sein kann, mit Leuten, die nur ihre Muttersprache reden, sich über politische Fragen zu verständigen. Inwiefern das, was ich gehört oder gelesen habe, die Ansichten des „Volks“ wiedergiebt, vermag ich daher nicht zu untersuchen.

Das eine scheint mir unzweifelhaft, daß in den gebildeten Ständen auch der nordischen Länder die konservative Partei immer mehr Anhänger findet, weil man auch dort der hohlen Worte ebenso überdrüssig ist wie anderswo. Am überraschendsten war mir, das in Norwegen zu hören. „Wir sind in der angenehmen Lage,“ sagte ein Herr in Christiania, „in voller Ruhe die Entwicklung der Dinge abwarten zu können. Unsrer angestrengteste Thätigkeit würde unsrer Sache nicht so viel nützen, wie das Treiben der Radikalen, die unermüdet an ihrer Selbstvernichtung arbeiten.“ Ich berührte die Stellung Björnsons, und mein Gewährsmann antwortete lächelnd: „Glauben Sie allein

einen Eugen Richter zu besitzen?" Doch setzte er sofort ernst hinzu: „Die Ähnlichkeit besteht nur in dem Talente beider für Demagogie. Björnson hat, wie Sie wissen, noch andre Talente. Er ist ein Dichter, der für den Augenblick das wirklich glaubt, was er sich eingeredet hat oder von andern hat einreden lassen, und es kommt nur auf die rechte Anregung an, um den Saulus zu einem ebenso begeisterten Paulus zu machen.“ Meine Frage, ob das Schauspiel, welches Frankreich bietet, nicht ernüchternd auf seine Landsleute wirke, verneinte er. „Unser Volk will durch eignen Schaden klug werden, und der Prozeß vollzieht sich jetzt. In Dänemark ist das etwas andres. Doch ich will nicht vorgreifen, Sie werden ja selbst sehen.“

Daß in Kopenhagen eine Abkühlung der frühern warmen Gefühle für alles Französische eingetreten ist, wurde später auch mir bemerklich. Die Veranlassung ist drollig genug. Der bekannte Millionär Bierbrauer Jacobsen hatte auf seine Kosten eine französische Kunstausstellung veranstaltet und, wie es hieß, ebenfalls auf seine Kosten eine ganze Schaar von Pariser Künstlern und Berichterstatlern zur Eröffnung kommen lassen. Außerdem hatte sich die französische Kommission für die Kunstgewerbeausstellung in Kopenhagen eingefunden und war von dem Vizepräsidenten Schou zu einem Bankett in Skodsborg geladen worden. Am Tage vor dem Feste verlangte Herr Proust, wenn ich nicht irre, daß auch sämtliche Pariser Journalisten mitbeigezogen würden. Das geschah. Nun wurde jedoch entdeckt, daß ein Journalist seine Frau mitgebracht hatte, und auch diese wollte dabei sein. Der Gastgeber bedauerte, sie nicht einladen zu können, da keine Damen in der Gesellschaft sein würden; wenn sie jedoch zufällig nach Skodsborg kommen wolle, werde sie willkommen sein. Und richtig war sie „zufällig“ an Ort und Stelle und nahm unbefangenen Platz in der verdoppelten oder verdreifachten Gästezahl. Dieses Benehmen, das herrische Auftreten der Kommissäre und zum Dank für alle Höflichkeit unverschämte Äußerungen in Pariser Blättern scheinen allerdings in Kopenhagen stark verschnupft zu haben. Glück hat den Dänen die Franzosenfreundschaft nie gebracht, ihre Anhänglichkeit an den ersten Napoleon büßten sie mit dem Verluste Norwegens, und in ihrem Vertrauen auf den dritten sahen sie sich arg getäuscht. Wüthig brauchten sie nicht erst durch die heutigen Vertreter der an der Spitze der Zivilisation marschirenden Nation aufgeklärt zu werden. Indessen haben ja manchmal die kleinen Ursachen die größere Wirkung. Warten wir ab.

Dasselbe wird zu raten sein in Beziehung auf die Stimmung der Dänen gegen Deutschland. Mancher Korrespondent hat wohl zu sehen geglaubt, was er zu sehen wünschte. Ein Unglück war es auf alle Fälle, daß die uns so gespreizt dargebotene Bruderhand demselben Herrn Brandes gehört, der kurz zuvor dem Ruffentum Weihrauch gestreut hatte. Dieser Herr, dem politische und andre Glaubensgenossen in Deutschland zu einer gewissen Berühmtheit

verholfen haben, ist nämlich — es freut mich, das kundthun zu können — in seiner Heimat gründlich erkannt. Er hat seine Partei mit in Verruf gebracht, und sein Werk ist es zum guten Teil, daß auch in Dänemark die Judenfrage auf der Tagesordnung steht. In dem Organ der dänischen „Freisinnigen“ („Politiken“) hatte er die Lösung der sozialen Wirren durch — die freie Liebe proklamirt. Daß das ein Blödsinn ist, war ihm schwerlich verborgen, aber der Einfall war originell, pikant, und er und sein Anhang sollen das Thema so schamlos breitgetreten haben, daß endlich ein Fräulein Grundtvig in eigens einberufener Frauenversammlung nachdrücklich ihr Geschlecht gegen die aufgebrungene Vormundschaft dieses Gelichters verwahrte. Brandes glaubte sie mit niedrigem Spott abthun zu können, allein die Dame bewies auch weiter Mut, indem sie den Gegner vor die Gerichtsschranken forderte und seine Verurteilung erwirkte. Und nach ihr nahm ein Architekt, Professor Klein, den Kampf auf, zuerst in einer diese „Sittlichkeitsfrage“ behandelnden Flugschrift „Die literarische Linke,“ dann in einer eignen zwanglosen Zeitschrift „Anti-Brandesianske Flyveblade.“ Der Angegriffene hat, wie es scheint, alles über sich ergehen lassen; er rechnet wohl darauf, daß seine Getreuen seine Moral teilen, daher auch in dem ihm wiederholt nachgewiesenen Plagium nichts Böses erblicken, und daß seine deutschen Freunde alle die Unannehmlichkeiten toschweigen werden.

Einen ungeeigneteren Wortführer konnte also die Idee der Versöhnung zwischen Deutschen und Dänen nicht finden, und falls auf dänischer Seite Geneigtheit vorhanden gewesen sein sollte, hat der Name Georg Brandes sie wieder verschleucht. Doch glaube ich nicht, daß sie vorhanden war. Den Verlust der deutschen Herzogtümer haben die meisten vielleicht verschmerzt, aber die Erinnerung an den berühmten § 5 ist als Stachel zurückgeblieben, und Billigdenkende werden das begreifen. Rechtlich ist das Verhältnis ja völlig klar, Dänemark gehörte nicht zu den in Prag Frieden schließenden Mächten, aber es empfindet es als einen Gewaltakt, daß die zu seinen Gunsten aufgenommene Bestimmung rücksichtslos außer Kraft gesetzt worden ist — wie man allgemein glaubt. Wenn die „Kieler Zeitung,“ als im Spätsommer diese Angelegenheit wieder erörtert wurde, die Dänen damit zu trösten glaubte, daß sie ja erst seit der Ablösung der Herzogtümer einen Nationalstaat hätten, so war das abgeschmackt, denn kraft des Nationalitätsprinzips fordern sie Nordschleswig. Die richtige Auffassung der Sachlage kann sich nur einstellen, wenn die Dänen sich vorurteilsfrei vor Augen stellen, wie alles gekommen ist. Das thun sie nicht, und zum Teil ist ihnen die Wahrheit wirklich unbekannt. Ich habe Behauptungen gehört, die mir altbekannt vorkamen, und die ich richtig in einer Schrift wiedergefunden habe, welche vor rund fünfundsanzig Jahren erschienen ist. Damals hatte Dänemark erreicht, was irgend möglich war, es war als Gesamtstaat anerkannt, und bestünde vielleicht heute noch als solcher, wenn es

nicht, auf Englands Schutz pochend, Deutschland so übermütig herausgefordert hätte. Welche Langmut bewiesen der Bund und die beiden Großmächte! Man wollte ja nur nicht die vollständige Einverleibung beider Herzogtümer zugeben, und wünschte, daß die Verdänung in Schleswig nicht gar zu ungeschreit vorgehe. Als man in Deutschland anfang sich darüber aufzuregen, ergriff „ein Schleswiger,“ angeblich ein dänischer Diplomat mit deutschem Namen, das Wort „zur Verständigung.“ Da Schleswig nie zum Deutschen Bunde gehört habe, gehe es auch Deutschland nichts an, die Bewohner des Landes, ob sie dänisch oder deutsch reden, seien Dänen und keine Deutschen. „Schleswig-Holstein“ sei die Erfindung einiger Professoren und Beamten. Unter den frühern Königen sei Schleswig germanisirt worden, nun werde nur der natürliche Zustand wieder hergestellt. Eigentlich aber könne von Danisirten keine Rede sein, es geschehe nichts als das durchaus Notwendige. Nämlich, und so steht wörtlich in der Schrift „Schleswig und Dänemark. Von einem Schleswiger“ (1863) zu lesen, in den gemischten Bezirken müsse der Schulunterricht dänisch sein, weil in dieser Sprache Religionsunterricht und Konfirmation erfolge, und die Ablegung des Gelöbnisses und die Einsegnung müssen in dänischer Sprache erfolgen, weil — diese die Unterrichtssprache sei. Die ganze Bewegung gehe übrigens von Preußen aus, welches Transalpingien erobern wolle, deshalb thäten Deutschland und Oesterreich sehr Unrecht, der preußischen Politik Vorschub zu leisten u. s. w. Streichen wir den originellen circulus vitiosus, so haben wir da ein Glaubensbekenntnis, auf das noch heute die meisten Dänen schwören. Mit Bitterkeit der Zeit gedenkend, wo ihre von kleinen deutschen Fürstenhöfen geholten Königinnen es nicht der Mühe wert fanden, die Landessprache zu erlernen, vergessen sie, daß man vor hundert Jahren in diesem Punkte nicht so empfindlich war wie heutzutage, und daß der Verzicht der Fürstinnen auf ihre Muttersprache nicht dem Dänischen, sondern dem Französischen zugute gekommen sein würde. Ebenso ist ihrer Erinnerung entschwunden, wie ihre Staatsmänner 1863 Preußen und Oesterreich förmlich zum Kriege gezwungen und nicht eher geruht haben, als bis mit Holstein auch Schleswig verloren war, offenbar in dem trügerischen Glauben, daß Old Bam ihnen noch anders als mit diplomatischen Notizen und mit Zeitungsartikeln beispringen werde. Und wegen eines ähnlichen Rechenfehlers ist die Rückgabe des nördlichen Distrikts verscherzt worden. In den ersten Jahren nach 1866 war Preußen ja ganz bereit, den Artikel 5 des Prager Friedens zur Ausführung zu bringen, aber in Kopenhagen machte man Umstände, Bürgschaften dafür zu gewähren, daß den Deutschen, die dann wieder unter dänische Herrschaft gekommen wären, die Rechte der Nationalität nicht verkümmert würden. Ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen lag in der Luft, es fehlte nur an einem Vorwande, und den konnte der § 5 ebensogut liefern wie die spanische Königswahl; weshalb sollte man diesen Vorwand aus der Welt schaffen? Denn kam es zum fran-

zösischen Kriege, so kam es auch zum französischen Siege, und dann mußte Dänemark nicht nur Hadersleben, sondern das ganze Stammverwandte wieder in den Schoß fallen. So lautete unverkennbar die Berechnung. Darüber sind nun zwei Jahrzehnte vergangen, während deren die preussische Verwaltung nicht müßig gewesen ist. Und wie gegenüber den polnischen Gelüsten und Wehklagen, darf auch dort gesagt werden: das Land, das mit dem Schwert erobert wurde, ist ein andres geworden, wir haben es mit dem Pflug „erworben, um es zu besitzen.“

Natürlich wird es noch längere Zeit erfordern, bis auf beiden Seiten der Königsau die Erbitterung einer kühlverständigen Auffassung weicht. Man muß sich nur erinnern, daß es noch „Welfen“ und „Ratten“ giebt, die nie ohne Wehmut der Zeiten gedenken können, in welchen sie, oft nicht bloß moralisch, getreten wurden. Zuerst ist erforderlich, daß die Dänen sich entschließen, die Fehler anzuerkennen, welche die Dinge dahin geführt haben. Dann wird auch die Einsicht folgen, daß Leute dänischer Nationalität unter deutscher Herrschaft existiren können wie Deutsche und Italiener in Osterreich, und daß dem Lande am besten gedient ist durch freundschaftliche Beziehungen zu dem deutschen Nachbarn, der es nicht bedroht und es besser zu schützen vermag und zu schützen bereit sein würde, als die sogenannten guten Freunde da oder dort.



Die Entwicklung des Gesellschaftsrechts für wirtschaftliche Zwecke.



Es ist in neuerer Zeit die Frage angeregt worden, ob die bestehenden Formen unsers Gesellschaftsrechts für das praktische Bedürfnis genügen. Namentlich hat das Streben, Gesellschaften zur Nutzbar-
machung unsrer Kolonien zu bilden, zur Anregung dieser Frage im Reichstage Veranlassung gegeben. Schon bei der ersten Beratung des dem jüngsten Reichstage vorgelegten Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete (am 4. Februar 1888) bemerkte der Abgeordnete Dr. Hammacher, daß für koloniale Unternehmungen, aber auch noch für viele andre Unternehmungen des heutigen wirtschaftlichen Lebens, weder die Form der Aktiengesellschaft, noch der Kommanditgesellschaft oder der offenen Gesellschaft passe. Es bedürfe anderer Formen, um den Zwecken derselben zu genügen. Dabei wies der Redner vorzugsweise auf die bergrechtlichen